

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

4 (6.1.1915) Unterhaltungs-Beilage

auf eine... ergab... sehr... über... die Zeit...

offizielle... beun... äußerste... unt... ständig... unter... den.

Wir befanden uns draußen vor Sopotschnaja-Karga, das an der Westseite des Flusses liegt. Drinnen auf dem Lande leuchteten flackernde Holzfeuer. Dort liegen einige Hütten, in denen während des Sommers russische Fischer hielten.

Wir hatten erst ein paar Minuten vor Anker gelegen, als der Kapitän erschien, um uns mitzuteilen, daß wir Besuch vom Land erhalten würden; nun blieb uns nichts anderes übrig, als gleich wieder aufzustehen. — In der Dunkelheit kam ein Boot mit sieben oder acht Russen angelandert. Es war ein Staatsbeamter dabei, der eine Statistik der hiesigen Fischereien aufzunehmen hatte.

Zwei der Ankömmlinge waren politische Verbannte, ein Fabrikarbeiter aus Charkow in Südrussland und ein Jude aus Zefaterinow (Südrussland), der eine kleine Mühle gepachtet hatte. Sie waren beide nach der Revolution verbannt worden und mochten 1906 nach Sibirien gekommen sein. Wir wurden eingeladen, sie an Land zu besuchen, und drei von uns fuhren mit ihnen im Boote ab.

Am Strande standen drei oder vier niedrige Holzhütten, aber es war so finster, daß wir sie nur undeutlich sehen konnten. Vor den Hütten brannten Feuer, auf denen gebraten wurde. Der Strand lag voller Tonnen, in denen Fische eingezalzt wurden.

Hauptsächlich wird hier Omul (Coregonus autumnalis Pall.) in großen Mengen gefangen, und dann noch ein kleiner Fisch, der Sjel (Coregonus merkiti Günt.), der eingezalzt und wie Hering verwendet wird. Beide Fischarten sind Necken und gehören zur Rachenfamilie. Am wertvollsten ist eine größere Art, die Njelma (Stenodus nelma Pall.), die mehr an Lachs erinnert, obgleich auch sie ebenso wie die anderen weisses Fleisch hat.

Der vorhin erwähnte Fabrikarbeiter hatte mit dem großen Netz fünf Weiswale (Delphinapterus beluga) gefangen. Diese Wale gehen in die Flüsse hinauf, um dem Omul nachzustellen. Ihre Haut wird der Länge nach in breite Streifen geschnitten; diese salzt man in Tonnen ein und verkauft sie an Samojeden und Juralen, die sie als Nennziergegenstände benutzen und sie hochschätzen, weil sie nicht nur stark sind, sondern noch den Vorzug haben, in der Kälte nicht steif zu werden.

Auch hier stießen wir auf den Aberglauben, daß die Wale die Fische aus dem Land in die Flüsse hineinbringen; daher waren die Leute fest von der Wichtigkeit dieser Tiere überzeugt und meinten, wenn der Fischfang schlecht gehe, komme das nur daher, daß wenig Wale oder Weiswale draußen im Meere gewesen seien.

Offenbar ist in diesen Gegenden ehemals viel mehr Walfischfang getrieben worden als jetzt. In seinem Buche über das nördliche Rußland sagt Sidorow, man habe 1859 in der Jenisseimündung 25 kleine Wale, eine Menge Delphine und Weiswale gefangen; die letzteren ergaben 18 Pud (295 Kilogramm) Speck.



Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, den 6. Januar

des „Volksfreund“

Nummer 4 — 1915

Eine Begegnung Kaufmens mit politisch Verbannten in Sibirien.*

Wir befanden uns draußen vor Sopotschnaja-Karga, das an der Westseite des Flusses liegt. Drinnen auf dem Lande leuchteten flackernde Holzfeuer. Dort liegen einige Hütten, in denen während des Sommers russische Fischer hielten.

Wir hatten erst ein paar Minuten vor Anker gelegen, als der Kapitän erschien, um uns mitzuteilen, daß wir Besuch vom Land erhalten würden; nun blieb uns nichts anderes übrig, als gleich wieder aufzustehen. — In der Dunkelheit kam ein Boot mit sieben oder acht Russen angelandert. Es war ein Staatsbeamter dabei, der eine Statistik der hiesigen Fischereien aufzunehmen hatte.

Zwei der Ankömmlinge waren politische Verbannte, ein Fabrikarbeiter aus Charkow in Südrussland und ein Jude aus Zefaterinow (Südrussland), der eine kleine Mühle gepachtet hatte. Sie waren beide nach der Revolution verbannt worden und mochten 1906 nach Sibirien gekommen sein. Wir wurden eingeladen, sie an Land zu besuchen, und drei von uns fuhren mit ihnen im Boote ab.

Am Strande standen drei oder vier niedrige Holzhütten, aber es war so finster, daß wir sie nur undeutlich sehen konnten. Vor den Hütten brannten Feuer, auf denen gebraten wurde. Der Strand lag voller Tonnen, in denen Fische eingezalzt wurden.

Hauptsächlich wird hier Omul (Coregonus autumnalis Pall.) in großen Mengen gefangen, und dann noch ein kleiner Fisch, der Sjel (Coregonus merkiti Günt.), der eingezalzt und wie Hering verwendet wird. Beide Fischarten sind Necken und gehören zur Rachenfamilie. Am wertvollsten ist eine größere Art, die Njelma (Stenodus nelma Pall.), die mehr an Lachs erinnert, obgleich auch sie ebenso wie die anderen weisses Fleisch hat.

Der vorhin erwähnte Fabrikarbeiter hatte mit dem großen Netz fünf Weiswale (Delphinapterus beluga) gefangen. Diese Wale gehen in die Flüsse hinauf, um dem Omul nachzustellen. Ihre Haut wird der Länge nach in breite Streifen geschnitten; diese salzt man in Tonnen ein und verkauft sie an Samojeden und Juralen, die sie als Nennziergegenstände benutzen und sie hochschätzen, weil sie nicht nur stark sind, sondern noch den Vorzug haben, in der Kälte nicht steif zu werden.

Auch hier stießen wir auf den Aberglauben, daß die Wale die Fische aus dem Land in die Flüsse hineinbringen; daher waren die Leute fest von der Wichtigkeit dieser Tiere überzeugt und meinten, wenn der Fischfang schlecht gehe, komme das nur daher, daß wenig Wale oder Weiswale draußen im Meere gewesen seien.

Offenbar ist in diesen Gegenden ehemals viel mehr Walfischfang getrieben worden als jetzt. In seinem Buche über das nördliche Rußland sagt Sidorow, man habe 1859 in der Jenisseimündung 25 kleine Wale, eine Menge Delphine und Weiswale gefangen; die letzteren ergaben 18 Pud (295 Kilogramm) Speck.

Wir traten in die größte Hütte; acht Männer und zwei Weiber wohnten darin, die eine Frau war die Tochter eines der Männer. Sie schienen alle auf niedrigen Britischen, die auf dem Fußboden standen. Auf einem Tisch mitten in der Hütte brannte ein Stearinerlicht und die Männer saßen um den Tisch herum. Einem der Weiber steckte der Kopf aus einigen Bettfedern am Boden hervor, um sich die Fremden zu besehen.

Ich hätte gern diese nächtliche Szene photographiert. Die Fischer waren auch gleich bereit, noch zwei Kerzen anzuzünden, während ich photographierte, und als wir ihnen diese Kerzen bezahlen wollten, wiesen sie das Geld mit der Erklärung zurück, daß sie dafür nichts haben wollten; es sei ihnen eine große Ehre, uns in ihrem Hause zu sehen, photographiert zu werden und so in die Zeitung zu kommen.

Der Jude führte das Wort; er sei noch kein freier Mann; zwar habe man ihn aus dem Gefängnis entlassen, aber er dürfe sich nicht aus diesem Teile Sibiriens entfernen, und sogar hier könne er sich ohne vorher eingeholte Erlaubnis nirgends hinbegeben. Weshalb er verbannt sei? Nun ja, es sei möglich, daß man in seinem Hause revolutionäre Schriften gefunden habe.

Als Loris-Melkoff ihn fragte, warum das Amnestie-mandate des Zaren beim Romanow-Jubiläum sich nicht auch auf ihn erstreckt habe, erwiderte er, es sei fraglich, ob ein Mann von Grundfragen sich um Gnadenbewerfe der Regierung kümmern. Dies ließ darauf schließen, daß er des Anarchismus verdächtig war. Augenblicklich war er von einem Kaufmann in Krasnojarsk hier als Aufseher über die Fischerei angestellt.

Als wir die Hütte verließen, er schien der zweite politische Verbannte mit der Frage, ob wir nicht auch bei ihm eintreten wollten. Seine Hütte sei ganz klein, nur für ihn allein gebaut und beherberge außer ihm nur noch eine Frau, die ihm die Wirtschaft führe. Als wir eintraten,

sah diese Frau die Frau und breit auf einer hölzernen Bank und nickte uns grüßend zu. Sie war auffallend häßlich, hatte ihre Jugend schon hinter sich und war nichts weniger als anziehend; sie war jedenfalls samojedisches Halbblut, sprach aber tadellos russisch und stammte aus Goltischka. Sie war so dick, daß man mindestens glauben mußte, sie sei in geeigneten Umständen, obwohl sie dazu wieder zu häßlich und zu alt war, oder sie mußte an Wasserjucht leiden, denn es war wirklich unglaublich, daß dies alles nur natürliches Fett sein könne; ich habe freilich in diesem Lande noch viele unbeschreiblich dicke Frauen gesehen, Russinnen sowohl wie Eingeborene.

In dem kleinen Zimmer brannte eine Petroleumlampe. Ja, klein war es, und so niedrig, daß wir gebückt gehen mußten; aber es machte einen sauberen, hübschen Eindruck und enthielt ein Gardinenbett, ein Tischlein mit Heiligenbildern darüber, einen Sparherd mit einem Samowar darauf in der Ecke hinter der Frau und noch verschiedene andere Kleinigkeiten.

Er war ein hochgewachsener, über sechs Fuß langer Mann mit kräftigem Gesicht, hellem Schnurrbart und blauen Augen, die scharf und auch sanft blicken konnten, einmal schienen sie durchaus bei der Sache und dann wieder träumerisch weit fort zu sein; sein Sinn war kräftig entwickelt, und er hatte eine scharfe Nase. Er mochte wohl dreißig Jahre alt sein. Der Mann schien das ganze Zimmer einzunehmen, und ich konnte meine Augen nicht von ihm abwenden, als er sich, auf einem hölzernen Stuhl sitzend, mit Loris-Melkoff unterhielt und seine Gesichtszüge sich im Lampenlichte scharf abzeichneten.

Er habe seine Verbannungzeit ausgedient, erzählte er, und sei vor drei Jahren frei geworden, wohne hier aber, Sommer wie Winter, noch immer ganz allein. Er müsse Geld verdienen, bevor er wieder nach Hause zurückkehren könne, und er könne dies hier gut, indem er im Sommer Fische und im Winter weiße Füchse und Hermeline fange. Die Füchse erbeute er teils in Fallen, teils in Schlingen, teils mit Strudeln. Im letzten Winter habe er 26 weiße Füchse und zwei Hermeline gefangen. Walfische gebe es in dieser Gegend wenig. Diese Ausbeute war nicht so übel, wenn man bedenkt, daß das Fell des weißen Bades mit 30 Rubeln bezahlt wird.

Als er von Rußland und seiner Heimatstadt Charkow sprach, traten ihm die Tränen in die Augen. Seine Frau war einige Jahre nach seiner Abreise nach Sibirien gestorben, und Kinder hatte er nicht. Wenn er dereinst wieder heimkomme, sagte er, werde es ihm unmöglich sein, sich in demselben Teile der Stadt wie ehemals niederzulassen und dort wieder mit der Familie seiner Frau zusammenzutreffen. Er müsse sich in einem andern Stadtviertel ansässig machen. Zeitungen habe er seit Jahren nicht gesehen, und der Balkankrieg war ihm etwas ganz Neues.

Nach gastfreier sibirischer Sitte setzte uns die Frau Tee in bunten Gläsern und Brot vor, und wir mußten jeder ein paar Gläser trinken.

Dann trafen wir wieder ins Freie hinaus. Es war in russischen Tag geworden, und nachdem wir uns zwei Pud russische Fische ausgesucht hatten, ruderte man uns wieder an Bord.

Der hochgewachsene Mann steuerte. Ich mußte ihn immerfort ansehen, wie er, im Achtersteven des Bootes sitzend, mit seinem Ueberarm an Kraft und seinem ruhigen Auge das Ruder führte. Was machte ihm wohl das Leben lebenswert? Diese Einarmigkeit? Oder haben seine träumerischen blauen Augen irgend etwas in weiter Ferne in der Zukunft?

Dann sagten wir unsern Gastfreunden Lebewohl, lüchelten die Anker und gingen in südlicher Richtung weiter.

Ein Besuch im französischen Schützengraben.

Folgender Feldpostbrief wird dem „Berliner Tageblatt“ zur Verfügung gestellt:

„Gruß und Scherz hing der Himmel über uns; es war bitter kalt. Wir hatten schlecht in unserer engen Erdhöhle geschlafen; denn wenn wir uns auch an das ewige unruhige Schieben der Franzosen gewöhnt haben, so war doch die Kälte sehr empfindlich gewesen. Ich hatte großen Hunger, bezog aber nichts als ein Stückchen trockenes Kommissbrot mit einem Schluck kalten Saftes, und so begann ich den 19. November — meinen Geburtstag — in recht trübseliger Stimmung. Ich brütete noch so etwas vor mich hin, da erschall plötzlich das Kommando: „Ordnung, Tagesbefehl zur nächsten Kompagnie überbringen!“ Ich begab mich also sofort auf den Weg, der übrigens nicht ganz ungefährlich ist, denn er führt nur etwa 100 Meter vor der feindlichen Stellung ungedeckt vorbei. Unterwegs höre ich plötzlich rufen aus unserm vorgezeichneten Schützengraben: „Comrade francais-attention!“ Doch ich achte zunächst nicht weiter darauf; für mich heißt es vor allem, meinen Befehl möglichst schnell zu überbringen. Nachdem ich mich meines Auftrages entledigt, melde ich mich zurück. Da erhalte ich Befehl, in den vorderen Schützengraben zu gehen. Wie ich dorthin komme, finde ich meinen Kameraden, die andere Geschützordnung, wie den Zugführer dabei, den Franzosen durch Zurufen zu vertreiben zu geben, daß sie ihnen eine Flaiche mit einer Nachricht herüberwerfen wollten. Ein weißes Taschentuch an aufgestecktem Bajonnet wurde geschwenkt und ich bemerkte, wie sich drüben etwas regt. Doch die Franzosen scheinen Angst vor einem Ueberfall zu haben. Da entschliesse ich mich kurz, schwinde mich auf unsere Brustwehr und rufe den Franzosen nochmals laut zu, daß ich eine Nachricht für sie hätte. Unsere Leitung hatte nämlich angeordnet, daß die letzten Nachrichten mit Siegesbotschaften den Franzosen zur Kenntnis gebracht werden sollten, da es nahe liegt, daß den französischen Soldaten so manches verdrüßliches wird. Ich nehme also die Flaiche und verdund, sie hinüberzuwerfen; doch sie fällt in der Mitte zwischen beiden Schützengräben hin.

So kriechte ich durch unser Drahterbau, rufe den Franzosen auf französisch zu: „Nicht scheuen!“ und gehe langsam vor. Da aber ertönt: „Halte-là!“ Ich bleibe stehen, erhalte aber auch schon Gemeinfeuer von der linken Flanke. Schnell knie

ich mich hin und rufe hinüber, daß das nicht ehrliches Spiel sei. Doch der französische Offizier versichert mir von weitem, es würde nicht mehr auf mich geschossen werden, ich sollte einen Augenblick warten. Dann erscheint das Gesicht eines französischen Soldaten über der Brustwehr und der junge Franzose kommt ebenfalls herabgekniet. Er scheint sehr ängstlich zu sein, doch ich gehe ruhig auf ihn zu, hebe die Flaiche auf und übergebe sie ihm. Da ertönt mir entgegen: „Was gibts Neues?“ auf gut Deutsch. Doch dann wechseln wir ein paar Worte auf Französisch; er scheint es sehr eilig zu haben, wieder zurückzukommen. Ich biete ihm noch fünf Zigarren an, die ich bei mir habe und die er freudestrahelnd und dankend einsteckt — dann sagen wir uns: „Au revoir!“ und jeder geht zu den Seinen zurück. Ich melde mich bei meinem Kompagnieführer und erzähle ihm die Begebenheit, dann melde ich auch sofort beim Stabe meine Ergebnisse. Hier erfahre ich, ein besonderer Angriff sei geplant, doch auf meine Nachricht hin solle damit zunächst noch gewartet werden, damit auch nicht der geringste Anzeichen von unheillichem Vorgehen unsererseits aufkommen könne. Die Offiziere freuen sich über meine Erzählung und ich kehre eiligst zurück. Man ruft mir schon entgegen: „Die Franzosen winken und wollen anscheinend einen Mann sprechen!“ Schnell eile ich mit einigen Offizieren in den vorderen Schützengraben und sehe auch schon die Franzosen winken. Also gehe ich aus unserm Graben wieder vor, durchstiehe wieder unser Drahterbau und nähere mich der feindlichen Stellung. Allzu nahe wollte ich eigentlich nicht gehen, doch ruft der französische Offizier, ich solle ruhig herankommen, er gäbe mir sein Ehrenwort, daß ich wieder frei zurückkehren könne.

Daraufhin gehe ich denn auch an den französischen Schützengraben heran, bin jedoch unangenehm berührt, als ich sofort von kräftigen Armen herangezogen werde. Ich wende mich sofort an den Offizier und dieser versichert mir auch, ich könne ganz ruhig sein, ich hätte kein Ehrenwort, und das würde er halten. Einige französische Soldaten waren zwar nicht ganz einverstanden, doch durften sie nichts sagen. Und nun entspann sich in französischer Sprache ein sehr interessantes Gespräch. Zunächst bedankte sich der Offizier für unsere Neuigkeiten und sagte, er wolle sich reorganisieren. Sie erhielten auch regelmäßig alle Neuigkeiten und er gebe mir eine neue französische Zeitung — den letzten „Matin“ — zu unserer gefälligen Kenntnisnahme mit. Von allen Seiten strömten nun französische Soldaten herbei und bestaunten mich. Ein Soldat staunte, daß ich bei der Kälte ohne Mantel ginge; aber erstens bestiet mein Mantel seit meinen letzten Patrouillengängen, bei denen ich von Artillerie stark beschossen wurde, nur noch aus einigen zusammenhängenden Fetzen, und dann bin ich ziemlich abgehärtet. Den Franzosen erklärte ich, daß ich sehr schöne Wollsocken unter meiner Uniform an hätte, und die hielten warm. „Ja, wenn wir auch so etwas hätten!“ „Nun, dann schreiben Sie an Ihre Frau, daß sie Ihnen etwas schickt!“ „Ja, ich habe aber keine Frau!“ „Na, dann erinnern Sie Ihre letzte Braut!“ Allgemeines Gelächter. Der Leutnant erklärt mir darauf, es wäre sehr unangenehm, daß sie sich gar nicht sehen lassen dürften, denn sofort würden unsere Soldaten, und dabei zeigte er mir seine Kapuze, durch die eine Kugel gegangen war. Darauf konnte ich aber nur sagen, daß es uns nicht besser ginge, denn die Franzosen schossen auch, sobald sich einer bei uns sehen ließe. Auch erwähnte ich extra, wie gut die französischen Gefangenen, und speziell die Rembrandten, bei uns behandelt würden, und da versicherten mir die Franzosen, daß es ihre Compatriots nicht besser bei uns haben könnten, als es unsere Brüder in Frankreich hätten. So sprachen wir noch hin und her, und da kam der französische Kommandant. Und für diesen Moment hatte ich mir schon eine wohlgefehlte Rede ausgedacht. Ich erklärte ihm also, daß es ganz und gar nicht unser Wunsch gewesen sei, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Unser wahrer Feind sei England, das uns durch jahrelange Politik einzutreffen versucht hätte und uns unsere Lebensinteressen zu unterbinden verjuchte. Das könnte aber ein Land wie Deutschland sich nicht bieten lassen. Auch müßten doch die Franzosen erkannt haben, was für Verbündete sie an den Engländern hätten. Da lenkte der Offizier jedoch ein, denn die Soldaten hatten die Ohren gespitzt und die Rede erschien ihm gefährlich. „Können die Deutschen denn wirklich an einen schließlichen Sieg denken?“ Diese Frage machte mich offen gelagt, etwas perplex. Wir stehen im Herzen Frankreichs, nur noch etwa 100 Kilometer von Paris entfernt, und dann eine derartige Frage. Da blieb es diplomatisch antworten, um die Gefühle der Franzosen nicht zu verletzen. So sagte ich denn, es wäre unmöglich, das Endergebnis der Kriege jetzt vorauszusagen, aber momentan erschiene mir die Lage für uns recht günstig.

Meine Zigarren hatten den Franzosen glänzend geschmeckt und der Offizier fragte mich, ob ich ihm einige verkaufen könne. Darauf entgegnete ich ihm jedoch, daß wir so sehr viel Vieles haben an Zigarren empfangen und ich ihm noch einige als Geschenk überbringen wolle; verkaufen könne ich sie nicht. Der Kommandant meinte nun, daß mein Besuch dem Regiment des französischen Heeres zufolge unpolitisch sei, könnte ich ja doch die ganze Stellung genau sehen. Freilich kannte ich dieselbe schon von früheren Patrouillengängen her genau, doch davon sagte ich nichts. Da erblickte der Offizier auf meiner Brust das Band des Eisernen Kreuzes. „Ah, — Sie sind ein tapferer Soldat, Sie haben sich diese hohe Auszeichnung verdient!“ Da war ich auch recht stolz, freute mich jedoch auch, ihm zum roten Band der Ehrenlegion mein Kompliment machen zu können. Nun dauerte es mir aber zu lange — ich wollte zurück. Darum stellte ich mich in strammer Haltung hin und fragte, ob etwas Besonderes noch zu melden sei — dann ging ich davon. Aufrecht und ruhig konnte ich vom feindlichen Heere wieder zu uns herüber gelangen, wo ich mit härmlicher Freude begrüßt wurde; denn meine Kameraden hatten sich etwas Sorgen gemacht.

Kleine Nachrichten.

Die „feinen“ Zigarren. Von allen feinen Freunden war nur Herr Kohle daheim übrig geblieben. Alle die anderen fanden im Felde. Herr Kohle wollte aber auch etwas fürs Vaterland tun. Er ging zu einem feinen Zigarrenhändler und erstand aus dessen Bestand an billigsten Marken so viel Zigarren, daß er wochenlang täglich einen Feldpostkarton abschicken konnte. Um seine Gaben auch in das rechte Licht zu setzen, frag Kohle bei ihnen an, ob die Zigarren denn wirklich geschmeckt hätten. Darauf erhielt er von einem seiner Bekannten folgende Feldpostkarte: „Lieber Freund! Habe für Deine wiederholten Zigarrensendungen den herzlichsten Dank. Durch sie hast Du uns und dem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Mit einigen Kameraden schick ich mich unterm Schutze der Nacht an die feindlichen Schützengräben und wir rauchen in der unmittelbaren Nähe des Feindes Deine Zigarren. Am andern Morgen waren die Franzosen verschmunden.“

hatholischen... über... habe... der Besuch... deulich... vor mir... deulich... sehr schön... daß man... in anderen... Lindau